



Was der Wind antreibt

Hungrig und mit forschenden Augen sitze ich am folgenden Morgen zu Tisch. Aber es ist nicht Essen, nach dem ich suche dem Hunger abzuhelpfen, sondern Rat= schluß. Wie so oft im Leben ist es keine Antwort, die einem zugetragen wird, sondern der bereits gegenwärtige Behelf, im Inneren seines Geistes – um= gangsprachlich würde man es »das Grübeln« nennen –, der einem letztlich die Lösung aller Fragen anbietet.

»Fehlt dir etwas?«, will Anniek im Schatten der über den Kopf gehobenen Hand wissen. Ihr Gesicht formt eben jene runzelige Stirn, die mir jeden Morgen grüßend entspricht und aus der ich die Stärke gewinne, einen beliebigen Tag zu meistern. Denn ich würde mich darauf verlassen können, daß das ungeschliffene Antlitz bei meiner allabendlichen Wiederkehr in jene liebenswerte Miene gewan= delt worden sey, an die ich Stunden zuvor gedacht und die ich seit Jahrzehnten vermisse.

»Es ist wohl nichts mit mir.«, gebe ich bedrückt zu: »In meinem beständi= gen Bestreben, besser zu sein als die Summe meiner Teile, lege ich alles darauf, diesen Menschen mit meinem Wissen helfen zu wollen.«

»Ich dachte, daß sey bereits vor Tagen geklärt worden?!«

»Du meinst die Rohstoffe? Ja, das schon, nur brauche ich dazu mehr In= formationen, eine Karte und all das. Außerdem weiß ich noch nicht so richtig, wie und wo ich anfangen soll, vom Transport eventueller Rohstoffe nach Forn= burg ganz zu schweigen!«

»Vielleicht bist du das Ganze etwas chaotisch angegangen? Gráme dich nur nicht, denn es sieht dir ähnlich!«, lauten ihre beruhigenden Worte. Und mit »Ja, das könnte sein.« gestehe ich ihre Weisheit ein.

»Auch heute werde ich mich zur Erkundung westlich von Fornburg aufhal= ten und erst abends zurückkehren. Anniek, ich hoffe, dir mit meiner Abwesenheit

nicht irrigerweise zu zeigen, wie entbehrlich mir deine Gegenwart ist! Nur ist es so, daß ich mich dieser Aufgabe verpflichtet fühlte und ...«

»Vertraue nur darauf«, unterbricht sie mich sogleich: »daß ich mir deiner Liebe jederzeit und jederorts bewußt bin. Und daß mein Stolz dich begleitet, ebenso wie er mich anführt. Gehe dieser Aufgabe nach, und wenn es Wochen dauert. Solange du des nachts neben mir liegen und von mir träumen wirst, besteht für mich kein Zweifel darin, daß dieser Zustand ewig anhalten wird!« Schon erstaunlich früh am Tag blicke ich in das betörend schöne Gesicht, das ich erst am Abend gewohnt bin.

»Danke. Für dein Verständnis. – Und was wirst du heute tun wollen?« Sie lächelt verlegen:

»Vielleicht noch etwas die Einwohner und Fornburgs verborgene Ecken kennenlernen? Und eine Liste erstellen, was im oder am zukünftigen Schulhaus zu ersetzen oder zu besorgen ist. – Ja, das ist das Richtige für eine wie mich!«, stimmt sie ein: »Nur laß uns heute Abend zur gleichen Zeit übersetzen, daß wir Dhumas Geduld nicht überbeanspruchen.«

»Sonnenuntergang am Pier?«, frage ich; sie nickt mir zu. »Kein Wunder, daß ich dich wie die Nacht liebe.«, füge ich an: »Auch sie kann mich jedes Mal mit neuen aufregenden Wundern überraschen, wenn ich nur lange genug die Augen öffne. Und wie die Nacht erinnerst du mich beim ehrfürchtigen Blick nach oben, daß mich nach nichts mehr verlangt, als niederzufallen und um deine Liebe zu beten.«

Nach dem Frühstück greife ich mir wieder meinen Rock und den Sack, der mir schon am Vortag als Transportbehälter gedient hatte. Darin verstaue ich Früchte und lege eine Flasche mit Korken dazu, um sie später am Bach zu befüllen. Mit einem Kuß verabschiede ich mich und laufe zum Kahn des Fischers, den ich unverzüglich besteige und losrudere. Am Ufer des Festlandes angekommen, rufe ich nach Dhuma, der aber offenbar gerade zum Fischen unterwegs ist. Also knote ich seinen Kahn mit einem Spierenstef am Pier fest und stelle die ausgeliehene Laterne unter die Bank neben seiner Hütte. Wanderlustig breche ich zum Fornburger Marktplatz auf, den ich zwangsläufig überqueren muß, wenn ich vorhabe, vom Ufer in die Gegend außerhalb Fornburgs zu gelangen.

Darren erwarte ich nicht zu begegnen, da ich keine Verabredung getroffen hatte. Letztlich wäre seine Begleitung – so sehr ich sie auch genieße – ab jetzt auch

nicht mehr so dringend gewesen. Als Geologe bin ich schon oft alleine im Gelände gewesen und habe mich immer zurechtgefunden. Feuchtigkeit und Wetter sind meine Gesellen; die Kälte, der Schmerz, der Schmutz. Schon damals fand ich jeden Abend trotz Erschöpfung zur Unterkunft zurück, obwohl ich erst seit wenigen Tagen behaupten kann, dort etwas Erfreuenswertes vorfinden zu können. Jedenfalls ist mir ja ohnehin die Idee im Kopf, zunächst das Gelände kennenzulernen, die Welt zu sehen, deren Erzeugnisse uns erhalten und behelfen wissen. Darren dagegen braucht mein Beisein nicht; er kennt die Eigenheiten der Gegend wie jene seiner Werkstatt. Und er geht – wann und wie er wollte – dem Walde zu Besuch, um die geeigneten Hölzer für seine Arbeit auszuwählen.

Gerade mache ich die letzten Schritte auf den Marktbrunnen zu, da schlägt es die Tür zu Orens Buchladen auf. Er und ein Junge kommen heraus und steigen die Treppe hinab. Ich wende mich beiden erfreut zu und schaue in Orens freundlich=begrüßendes Gesicht. Dabei denke ich mir, daß ich genauso dreinschauen würde, wenn ich nach Tagen des geruhlosen Schlafs endlich einen lästigen Rücken=schmerz vertrieben hätte.

Den Knaben an seiner Seite kenne ich bislang noch nicht. Kurz bevor ich Oren mit Handgruß begegne, stürmt der Bengel vor Oren und steht ganz plötzlich zwischen uns. Irgendetwas beeinflusst mich, diesen zuerst anzusprechen:

»Oh ha! Wer ist das, der so eilig läuft, daß er beinahe auf das Marktpflaster fällt!«

»Ich, mein Herr!«, ruft er lauthals aus und richtet sich wie ein stramm stehender Soldat auf. Konnte ich ahnen, daß mich seine naiven Worte immer wieder an dieses bemerkenswerte Kind erinnern sollten?

»Guten Morgen!«, spricht mich Oren an und steckt sogleich die Hände zurück in die Weste. Sein Grinsen fällt auf den Jungen neben sich und er legt seine Hand wieder auf dessen Haupt. Behutsam zieht er ihn zu sich, während der Knabe seine Hände hinter dem Rücken verschränkt.

»Das ist mein Sohn, Ilô=François. Unsere Tochter Elena kennst du ja bereits. Da wollte ich dir nun ein weiteres Familienmitglied vorstellen.«, fährt er fort.

In die Knie gehend, wende ich mich dem Knaben zu: »Ilô=François?«

Seine Augen richten sich auf meine: »Das ist ein ehrefürchtiger Name!«

»Was heißt ehrefürchtig, mein Herr?«, fragt sein niedliches Wesen.

»Nun ja, weißt du, also ehrwürdig ist ...« – Plötzlich werde ich durch ein leichtes Kopfschütteln Orens aufmerksam, als wollte er mir sagen, daß es in seinem jungen Alter keinen Zweck habe, ihm das Wort zu definieren.

»Wie nennen dich denn deine Freund?«, formuliere ich stattdessen.

»Ilô, mein Herr, so heiße ich.«, sagt er artig, und es liegt etwas so Liebenswertes in seiner Stimme, daß in mir die Sehnsucht aufkommt, einen eigenen Sohn zu haben.

»Dann will auch ich mich dir vorstellen, Ilô: Ich bin ein alter Freund deines Vaters.«

»Ja, ich weiß, Vater hat mir ein Foto gezeigt, worauf er und Sie abgebildet sind!«

»Wirklich? Ein Foto von uns beiden?« Mein Blick pilgert zurück zu Oren, der sich sogleich gegen meine fordernden Blicke verteidigt:

»Na ja, eines der Klassenfotos, ... du weißt schon.«

»Das will ich unbedingt auch einmal sehen!«, stelle ich lachend fest, errege aber keines von beiden ernstern Gemütern. Wo Ilô lediglich seine Artigkeit zeigt, scheint Oren irgendetwas zu bedrücken:

»Mir fiel gestern Abend ein«, bricht er vor, gerade als ich etwas sagen will: »was du neulich bei der Versammlung angemerkt hatte. Vielmehr, woran es dir fehlt.«

»Ja? Nur raus damit, Oren!«

»Du wirst für uns auf Rohstoff=Suche gehen – deshalb bist du wohl auch heute aus. Da erinnerte ich mich an deine Worte, daß dir keine vernünftige Karte zur Verfügung steht.«

»Hast du doch eine Karte für mich zwischen deinen Büchern gefunden? Nur her damit – zur Planung meiner Wege hilft alles!«

»Nun ...«, schiebt er mit einer Hand den Knaben vor: »Er ist die Karte!«

Diese Antwort verblüfft mich in der Tat; unterbindet jedwede Idee von Aufbegehren oder Neugierde und füttert für einen Moment mein Gefühl der Achtung. Und was nur sollte ich daraufhin bemerken? So etwas wie: »Danke euch beiden, aber ich komme schon klar!«, da ich ernsthaft an der Nützlichkeit des Kindes diesbe-

zügig zweifle?! Im ersten Moment glaube ich dann doch zu verstehen, was Oren mir eigentlich mitteilen will: Er meinte gewiß, daß sein Junge, der etwa zehnjährige Ilô, einfach nur die Gegend gut kennt und mir gegebenenfalls sagen kann, wie dieser Bach oder jener Berg heißt. Aber wie ich so oft während meiner wissenschaftlichen Studien predigte, kommt es nicht auf die faßbaren Details (den Namen des Berges), sondern das grundlegende Verständnis an; etwa: Welche Gesteine beißen am Fuß des Berges aus? Wie weit ist es von dort bis zum nächsten Wasserlauf? Wie viele Höhenmeter liegen dazwischen?

Oren bemerkt, zu meiner Schande, den zweifelnden Blick, ist aber darauf vorbereitet: Ohne große Erklärungen fasst er sein Anliegen zusammen:

»Bitten möchte ich dich, daß Ilô dich heute begleiten darf. Ich weiß, daß er dir eine Hilfe sein kann.«

Ilô macht als Eingeweihter einen Schritt in meine Richtung; sie sind wohl nicht mehr davon abzubringen.

Ich selbst stehe dieser Aufgabe anfangs ungewollt gegenüber. Aber nicht aus jenem Grund, daß ich »ein Kind am Bein« hätte, um das ich mich wie ein Kindermädchen zu kümmern habe und in dieser Zeit gar nicht meiner eigentlichen Aufgabe nachkommen kann: Etwa, daß ich die richtigen Standorte für Rohstoffe übersehe, weil ich ständig auf Ilôs Verbleib achten muß. Aber das stimmt ja nicht, schließlich würde mich Ilô unmöglich jeden Tag begleiten, und zweitens spielt die Zeit in diesem Leben ohnehin keine Rolle. Nur ist mir merkwürdig, mit welcher Entschlossenheit und vor allem welcher Naivität mir Oren seinen Sohn anvertraut, obwohl ich zu keiner Sekunde an der Qualität seiner Vaterschaft zweifle. Vielleicht zeigt er gerade damit seine Weisheit, indem er ihn mit Fremden verkehren läßt, auf daß er möglichst Verschiedenes aus unvoreingenommenen Quelle lerne! Dennoch hätte ich meinen (fiktiven) Sohn keinem Menschen unbeobachtet übergeben, den ich erst seit Tagen kenne, auch wenn es ein »alter Freund« ist, und schon gar nicht, wenn ein so gefahrvoller Weg ansteht.

»Ich werde mit meinem Leben auf ihn aufpassen.«, sichere ich dem Vater mit ernster Miene zu und ehre auf diese Weise das in mich angedachte Vertrauen. Dann kehre ich um und Ilô folgt an meiner Seite. Wir verlassen Fornburg in

nordwestlicher Richtung, der Himmel strahlt Blau und wolkenlos. Und ich Narr glaube, daß des Kindes Hilfe nur eines Kindes Erzeugnis sey. – Wie ich mich irrte!

Oren winkt einen Moment seinem Sohn nach, dann geht er ins Haus zurück. Der neben mir hergehende Ilô dagegen ist sich augenscheinlich nicht der seltsamen Situation zwischen uns zwei Fremden bewußt. (Selbst, wenn mich mein alter Freund Oren begleitet hätte, bedurfte es einige Stunden, um von einem verkrampften Gedankenaustausch zu einer ungezwungenen Unterhaltung anzugelangen.) Völlig frei von Hintergedanken und maximal zutraulich geht Ilô mit mir und verhält sich damit anders als jedes sonstige Kind. Obwohl ich in dieser Gruppe der Erwachsene bin, führt er mich selbst zur Kindheit zurück: Ich zeige keine Überheblichkeit, sondern bin ihm ein gleichalter Spielfkamerad.

»Also mal sehen«, beginne ich den ungezwungenen Dialog: »Besten war ich mit Darren im Norden Fornburgs unterwegs, heute will ich den Nordwesten erkunden. Du weißt bestimmt, was ich hier mache, oder vielmehr zu tun gedenke?! Hat jemand mit dir darüber gesprochen?«

»Vater sagt, daß Sie Steine für ein neues Mühlrad finden wollen, und Dinge, um Glas zu machen, mein Herr!«

»Das stimmt. Aber es ist nicht einfach, diese Dinge in der Natur zu erkennen. Manche suchen viele Jahre nach bestimmten Steinen und wissen nicht, daß sie nie fündig werden können. Deshalb gibt es die Wissenschaft. Dabei überlegt man vorher, wohin man gehen soll, um die besten Chancen zu haben. Verstehst du das?«

»Ja, mein Herr.«

»Nun, daß du mich heute begleiten wirst, ist auch für mich eine Überraschung.«

Er schweigt und versucht mit mir Schritt zu halten, obwohl ich mich des langsamen Ganges bereits befleißige. Unter seinem Strohhut drückt sich blondes Haar hervor und der flache Lederranzen poltert auf seinem Rücken.

»Heda! So einen Hut brauche ich auch noch!«, zeige ich auf seinen Kopf.

»Da, mein Herr!«, reagiert er sogleich und reicht mir seinen hin. Ich lehne mit einer Hand ab: »Nein, Ilô, der wird mir nicht passen! Ich brauche einen eigenen. – Aber dieser Ast da kommt mir gelegen!«

Ohne den Knaben aus den Augen zu lassen, trete ich einige Meter seitlich vom Weg ins Dickicht und breche von einem auf dem Boden liegenden Baum-

Arm das längste und geradeste Stück ab. Das reicht aus, um den bisher lose getragenen Sack anzuknoten und sich das ganze Gespann über die Schulter zu werfen. Dann gehen wir weiter.

Ohne ein Wort des Aufbegehrens oder Jammerns wandern wir wenigstens eine volle Stunde in die nordwestlich von Fornburg gelegenen Hügel. Ilô hat derweil seinen Schritt dem meinen angepasst und seine Ausdauer beeindruckt mich; sie zeigt mir, daß er in der Wildnis nicht fremd sey. Gleichwohl wir kein Wort wechseln – über was hätte ich mit einem Zehnjährigen auch zu Reden gehabt? – genießen wir umso mehr die von der Natur ausgehende Ruhe: die wiegenden Bäume und flüsternden Blätter; den rauschenden Bach, an dem ich meine Flasche fülle; den knirschenden Fels unter meinen Stiefelsohlen nach Betreten der höher gelegenen, felsigen Gebiete am Ende kleiner Täler westlich der Kuppen, auf denen ich am Vortag stand. Einmal halte ich inne und überlege im Zurückblicken, ob sich irgendetwas wiedererkennen ließe.

Ilô beobachtet mich genau; schnell wird mir bewußt, daß er weniger durch Ausfragen denn Beobachten lernt.

»Kennst du dich in dieser Gegend aus?«, frage ich ihn beiläufig, obwohl ich zu diesem Zeitpunkt noch immer weder an seine Nützlichkeit glaube noch ausführlich von seinem Talent weiß.

»All das kann ich wissen lernen! Auch wenn ich nie zuvor an dieser Stelle stand, mein Herr.«

»Du kannst es ›wissen lernen‹? Wie meinst du das?«

»Für mich ist jede Oberfläche nackte Geometrie; jeder Winkel eine mathematische Vollkommenheit; jede Strecke eine Proportion aus ganzen Zahlen; jede Schätzung das exakte Vielfache oder Beteilte einer natürlichen Form.«

Seine schattigen Augen sprechen diese rätselhaften Worte mit bedrückender Gleichförmigkeit und wahren Ernst, als entsprächen sie dem Lautwert eines emotionslosen Roboters. Und dann erscheint mir plötzlich alles wie von selbst erklärt:

»Was sprichst du da von Geometrien und Proportionen? Weißt du denn überhaupt, was das ist?«

»Hoch über uns steht der Mond und niemand weiß, was er ist.«, antwortet er unverzüglich: »Und trotzdem leitet er so manchen unablässig durchs Leben!«

»Das ist eine recht fluge Antwort, junger Mann!« (Sie bestätigt meine Vermutung.) »Hast du sie von deinem Vater?«

»Nein, mein Herr, so etwas fliegt mir zu!«

Das erinnert mich an mich selbst: Schon damals war meine schriftstellerische Kreativität Konsequenz unbekannter Herkunft; Ideen »flogen mir aus dem Nichts zu«.

»Warum hat dich dein Vater mitgeschickt?«, frage ich Ilô schließlich und werfe ihm einen Apfel zu. Inzwischen ins Gras niedergelassen, fängt er ihn auf.

»Vater sagte mir, daß Sie mich das fragen werden.«

»Oh ja? Und was sagte er noch?«

»Er sagte, daß ich Ihnen in diesem Fall das hier zeigen soll.«

Ilô nimmt den leichten Ranzen von den Schultern und zieht daraus ein gefaltetes Blatt Papier hervor, das offenbar der einzige Inhalt der Tasche ist. Er reicht es mir ganz selbstverständlich herüber und ich entfalte es. — Eine Karte von Fornburg.

Da gibt es den Brunnen, den Platz und die Häuser darum. Mehrere Wege führen von dort ab und enden an der äußeren Begrenzung der Felder in allen Himmelsrichtungen. Der Bach verläuft durch das Dorf und jeder einzelne Übertritt ist eingezeichnet worden. Kurzum, diese Karte in meinen Händen ist so detailliert ausgeführt, daß sie in weiterem Sinne der Wirklichkeit entsprach! Die feinen, schwarzen Linien umranden und schraffieren jedes Gebäude, jeden Schuppen, jeden Zaun und sogar die Planken des Stegs vor der Unterbringung des Fischers! Fässer, Behege und Ställe, Bäume, Mauerdurchgänge und Sitzbänke finde ich ebenso wieder wie auch eine abwechslungsreiche Küstenlinie und das hügelige Gelände vor dem südlichen Tor. Es ist eine besondere, bemerkenswerte Karte; nur wenig unterscheidet sie von einer Fotografie aus großer Höhe. Auch wirken die Linien, Winkel und Längenverhältnisse nicht geschätzt, sondern stimmen mit meinen wenn auch nur flüchtigen Erinnerungsbildern überein. Es ist nicht die Arbeit, die ich von einem Kind erwartete.

»Allein Zeit und Geduld reichen aus, eine beliebige Anzahl an Details zu verwirklichen!«, antwortet der Junge ganz von sich, als er sieht, wie ich über seine Karte staune.

»Diese Karte ist großartig!«, lobe ich ihn, wenn auch im Wissen, daß man vor Kindern niemals übertreiben darf – denn sonst lernen sie nicht den Unterschied zwischen Übertreibung und sachlicher Bewertung. Aber eigentlich habe ich nicht übertrieben – seine Karte ist großartig.

»Kannst du mir beschreiben, wie du sie gemacht hast?«

»Ich kann sehr gut Entfernungen schätzen, mein Herr: Sehen Sie diesen Baum dort? Es liegen zwischen 28 und 31 Schritte zwischen uns. Wenn ich schreite, dann zähle ich die Anzahl eines vor mich hergesprochenen Wortes. Die Zeit es auszusprechen gibt mir die Dauer des Weges vor. Der Rest ist Multiplikation und ein bißchen Umrechnen.«

»Und die Winkel?«, will ich weiter wissen.

»Perspektiven und Winkel schätze ich mit gespreizten Fingern, die ich später auf einen Winkelmesser lege. Damit hatte ich noch nie große Abweichungen. Auch Schatten, ihre Längen und Verzerrungen sowie die gerade Linie am Horizont helfen mir, die Welt in geometrische Formen zu zerlegen.«

Langsam verstehe ich, weshalb Oren ihn mich begleiten ließ.

»Das ist Tinte, nicht wahr?«, streiche ich mit dem Finger über die tiefschwarzen Linien. Diese Frage stelle ich nicht ohne Eigeninteresse, schließlich muß auch ich mich nach Werkzeug umsehen, um meiner Schriftstellerei frönen zu können.

»Ja, mein Herr. Vater und ich stellen sie selbst her. Wir mischen sie aus Asche und Rinde oder Blättern der schwarzen Erle, die wir einem in Wasser ertränkten Stück Eisen zugeben. Das lassen wir dann tagelang in einem Fäßchen stehen und schöpfen sie aus dem Sud ab. Manchmal mischen wir auch die Früchte der Rainweide dazu, wenn wir welche finden.«

Ich höre aufmerksam zu. Es kommt dieses Gefühl auf, selbst wieder ein Schüler zu sein, und in dieser Gestalt alles nur Mißbare erlernen zu wollen, und sollte es mich meine Würde kosten.

»Und diese Schraffuren hier«, fährt er fort und zeigt mit dem Finger auf ein Dach eines Fornburger Hauses: »habe ich mit einem verkohlten Stück vom Pfaffenhütchen gemacht. Das ging wirklich prima, Catla hat es mir gezeigt!«

»Catla hat dich das gelehrt?«

»Ja! Sie und meine Mutter sind gute Freunde; Catla kommt oft vorbei und sie tauschen sich aus. Aber das ist mir meist langweilig und ich gehe dann auf mein Zimmer.«

»Und deine Schwester Elena? Ist die nicht da, um mit dir zu spielen?«

»Ach nein, die hat ganz andere Sachen im Kopf.«

»Hm. Ich verstehe. – Von Catla weiß ich, daß sie der Kräuter- und Heilpflanzen kundig ist. Und deine Mutter ist Ärztin, nicht wahr? Dann müssten sich die beiden gut ergänzen?! Als seien sie die zwei Hände eines einzigen Wesens. [Ich machte ihm die passende Geste vor.] Einzeln ganz in Ordnung, aber zusammen erst wirklich fähig!«

Ilô lächelt. Ich weiß nicht, ob er mich verstanden hatte, aber ich lasse zu diesem Zeitpunkt von der Fragerei ab, um es nicht wie unangemessene Neugierde wirken zu lassen.

»Na schön – sollen wir weiter?«

»Ja, mein Herr.«

»Du brauchst mich übrigens nicht immer ›mein Herr‹ zu nennen, dadurch komme ich mir so alt vor!«

»Sie sind ja auch alt!«, sagt er es direkt und ich bewundere seine zweifelsfreie Logik.

Bald erreichen wir jene Stelle, die ich schon eine ganze Weile im Auge habe: Mir ist ein Höhenzug aufgefallen, der als Härtling der Landschaft vorsteht und hier als Grat herausragt. Beidseitig ist er von Büschen und niedrigen Bäumen spärlich bewachsen und ich suche nun nach einer geeigneten Stelle, dem Ganzen zur geologischen Untersuchung näherzukommen. Während wir dem Höhenzug folgen, stoßen wir auf eine steile Abbruchkante. Wie ich weiß, werden derartige Gelände=Härtlinge gerne von verwitterungsbeständigen Sandsteinen nachgezeichnet.

»Unterhalb des Überhangs scheint es einen Bruchwald zu geben, siehst du ihn?!«

Ich zeige Ilô die Stelle, die ich meine. Daraus entwässert ein namenloses Rinnsal, fließt über eine weite Wiese hinab und versickert irgendwo zwischen einer Baumgruppe. Es ist, als speise das Bächlein allein die vier oder fünf dicken Buchen, und sonst nichts.

Schon auf Entfernung wirkt es wie Sandstein, und meine Ahnung enttäuscht mich nicht: Aus dem Hang quellt der Fels in dicken Klötzen heraus und ist teilweise bis zum Fuß heruntergerollt. Was liegengeblieben ist, wurde rasch von Farnen und Unkraut besiedelt und umwuchert. Unzählige Höhlungen zwischen diesen Blöcken bilden Nischen für kleine Nagetiere, Spinnen und sonstiges Getier. Die Sonne scheint steil darauf und erleuchtet alles mit einem blassen Schimmern, der eigentlich nur Illusion bedeutete.



»Das ist tatsächlich Sandstein!«, spreche ich mit erquickter und ebenso erleichterter Stimme zu Ilô, als ich im Geröllfeld herumtrete und mir einen Überblick verschaffe. Ilô selbst wartet am Fuß des Hanges und beobachtet unschlüssig mich und die Gegend.

»Ein derartiges Vorkommen läßt darauf schließen, daß das Quellgestein ganz in der Nähe ansteht, oder wenigstens nur unter einer flachen Erdschicht verborgen liegt!«

Ich muß sehr euphorisch geklungen haben, denn dieser Fund bedeutete den erhofften Erfolg, oder vielmehr die Verhinderung einer Enttäuschung, die ich den Einwohnern Fornburgs hätte überbringen müssen.

»Allerdings kann ich noch nicht abschätzen«, berühre ich nacheinander die gelblich-grauen Sandsteine, »welche Qualität diese Steine haben. Da es sich hier um eine fremde Gegend handelt, muß ich die Rohstoffe objektiv besehen; nach Härte, Farbe und Gefüge einordnen und bewerten. Müßte ich dagegen, wo wir uns geografisch auf der Welt befinden, könnte ich vielleicht sagen, welcher Formation der hier liegende Sandstein entstammt und wie hart er voraussichtlich zementiert worden ist, oder ob es sich lohnen würde, in der Nähe nach einer benachbarten Gruppe mit besserem Gesteinsmaterial Ausschau zu halten.«

Ilô sagt noch immer nichts. »Wenn Sie wüßten, wo das Hier auf der Welt ist«, spricht er dann doch bedächtig, »Würde es uns dann überhaupt geben?«

Diese Frage läßt mich erstarren und nachdenklich werden. Und nach einer Weile bilde ich mir ein, daß der Junge diese Frage gar nicht gestellt haben konnte, da sie allein mit meinen Erinnerungen und meiner Erfahrung sowohl hätte gestellt als auch beantwortet werden können. Aber wer auch immer diese Frage beantwortet haben wollte: Sie berechtigte darüber nachzudenken, was wahr und was fiktiv ist. Hätte ich auf irgendeine Weise ermitteln können, daß sich der Küstenabschnitt um Fornburg beispielsweise in einer weiten Bucht auf dem Kanadischen Schild erstreckt, wäre diese Welt ganz anders zu sehen gewesen: Vertrauter und damit einhergehend unwesentlicher; gar abwertender. Sie wäre nicht länger etwas Besonderes, nur ein selten besuchter Ort mit eigenartigen Einwohnern irgendwo in einem entlegenen Winkel der Welt. Das würde noch immer nicht erklären, wie mir die zauberhafte Annieß begegnen konnte, aber es verletze immerhin meinen Geist, den Quellpunkt dieser Welt und all ihre Geschehnisse.

Ich schlage Ilô vor, noch ein wenig diesen Bruch zu erkunden, jetzt da wir ihn entdeckt haben. Rechtfertigungen dieser Art gebe ich immer von mir, wenn ich einmal das Gefühl habe, jemand anderes wäre nur meinerwegen in einer für diesen eventuell abkömmlichen Situation. Weiter vom Grat entfernt, flachen die Hügel ab, und die Sandstein-Blöcke werden seltener unter der Grasnarbe. Aber eine deutlich hervortretende Bank gibt es noch immer, und der folgen wir. Den Hügel umrundend, scheint sie sogar immer mächtiger zu werden. Schließlich mündet der zugängliche Weg in einer Art Sackgasse; einem Kessel, von mehr oder weniger steilen Hängen umgeben und mit Kiefern bewachsen. Es muß der ideale Ort für die Anlage

eines Steinbruchs sein: Die Zugänge erweisen sich als ausreichend breit; die steilen Wände würden dazu beitragen, den hier auskeilenden Sandstein in beliebiger Form und Masse herauszubringen.

Noch einmal betrete ich die nächste Wand und prüfe die Eigenschaften des Gesteins. Mit meinem Wanderstock schabe ich die grün bewachsenen Flächen beiseite und stemme die Kante eines bereits losen Stückes heraus. Mit der anderen Hand fange ich es auf und betrachte es.

Im leichten Licht und den darauf tanzenden Schatten wirkt jeder Vorgang und jede Beobachtung viel subtiler und »unrealistischer«, wie die zusammenhanglosen Bilder eines wachen Traumes: Die Fülle an erträumten Details reicht gerade aus, dem Geist überzeugend vorzugaukeln, das Gesehene sey echt, also unbezweifelbar. Erst viel später – nach dem Erwachen oder nach vielen Jahren des Erkenntnisgewinns – wird man sich der Täuschung bewusst und agiert entsprechend überrascht darauf: »Bin ich wirklich so leicht zu täuschen? Ich werde wohl alt!« Bald gewinnt man stattdessen das Einsehen, daß man wegen der erlebten Täuschung nicht gram sein darf.

Ebenso stehe nun ich in dem Sandsteinvorkommen und die harte Sonne brennt im Nacken. Mit zusammengekniffenen Augen lasse ich meine Fachkenntnis spielen: Das Gefüge ist homogen, das Handstück auf den ersten Blick kompakt. Als ich den Stein gegen einen anderen schlage, springt kaum ein Splitter ab. Dann drehe ich das Stück und mir offenbaren sich mehrere, übereinanderliegende Bruchkanten hellgrauer bis weißlicher Farbe. Mein Gesicht lächelt.

»Was bedeutet das?«, will Ilô wissen, der mich unentwegt beobachtet hatte.

»Siehst du diese Kanten hier?«, reiche ich ihm die Probe hinunter: »Das ist quarzitischer Sandstein. Kieselsäure=reiche Lösungen müssen nachträglich durch den Porenraum eingedrungen sein und haben den Sandstein in genau das verwandelt, das wir als Material für die Mühlsteine brauchen!«

Einen Moment halte ich inne. »Es erstaunt mich, daß wir mit so viel Glück gesegnet sind.«, füge ich hinzu.

In der Tat habe ich mich nie zuvor bewusst auf die Suche nach Sandstein gemacht. Und obwohl diese Art Sediment recht häufig in der Natur vorkommt, hätten wir genauso gut überwiegend schwach verfestigten Sandstein vorfinden können, oder

einen von solch geringer Mächtigkeit, oder auch gar keinen im Umkreis von ein = hundert Kilometern. Es ist wohl nur Glück. Aber seltsam erscheint es mir dennoch – eben im selben Skeptizismus wie erträumt.

Anschließend erkläre ich Ilô, daß wir nun nach einer Stelle zu suchen haben, an der die Klüfte weiter voneinander entfernt liegen, sodaß man einen Mühlstein am Stück, ohne unterbrechenden Versatz, herausarbeiten könne. Und auch setzte ich den Burschen über die Notwendigkeit in Kenntnis, daß wir diesen Ort unbedingt auf einer Karte festhalten müssen, um den Abbau und die Transportwege planen zu können. Daß dies kein Problem darstelle, sichert mir Ilô sofort zu. Er ist wie ein GPS-Gerät, das die derzeitige Position sogleich speichere, sobald man ihm übers Haar streicht.

Plötzlich ändert sich die unbeschwerte Situation in einen gefährlichen Moment. Im Losgehen höre ich, wie sich hinter mir aus der senkrecht stehenden Felswand ein paar Brocken lösen, mit lautem und beängstigendem Poltern einen Klaster über mir losbrechen und unbefehen auf mich niedergehen. Ironischerweise kann ich erkennen, daß sie sich von einem Punkt lockern, der in Verlängerung der zu der von mir erzeugten Bruchstelle liegt.

Ich stoße Ilô instinktiv mit einem »Zurück!« beiseite, bevor ich mich am Boden wiederfinde. Ich huste Staub und bin über und über mit Dreck bedeckt. Obwohl nur etwa faustgroß, muß mich einer der Brocken im Gesicht getroffen haben, denn es schmerzt und mir ist schwindelig. Ilô eilt herbei und erkundigt sich nach meinem Befinden, als er den Schutt von meiner Kleidung fegt. Scherzhaft frage ich, ob ich noch lebe und taste mir im Gesicht herum. Was ich anfangs für Schweiß halte, ist Blut, und ich kann das linke Auge kaum öffnen; die Konturen verschwimmen.

»Es scheint mich nur hier getroffen zu haben.«, zeige ich mühselig in mein Gesicht, als er mir auf hilft.

»Ja, mein Herr. So scheint es!«

Ganz deutlich ist mir auf einmal seine Eigenheit: Wie er mich bewußt und wiederholt »mein Herr« nennt, unabhängig der ersten Lage. Aber das ist eben sein Ausdruck für Achtung und ich respektierte wiederum seinen bemerkenswerten Willen. Dann besinne ich mich:

»Ilô! Geht es dir gut? Lass' dich ansehen!« Voller Sorge ziehe ich ihn heran, drehe ihn wie eine Puppe, einen Gegenstand, und prüfe das kleine Ding, für dessen Schutz ich geschworen hatte, auf seine Unversehrtheit. Erleichtert stelle ich sein Wohlbe= finden fest. Aber Ilô ist beunruhigt:

»Sie bluten, mein Herr, wir müssen ins Dorf zurück!«

Er nimmt mich bei der Hand, zieht daran und ich widerspreche nicht. Weg von dieser Wand, das ist auch mein zweiter Gedanke. Und gewiß denkt Ilô im Schreck darüber nach, was er mit mir machen solle, sobald ich das Bewusstsein ver= liere.

So schlimm fühlt sich meine Verletzung eigentlich gar nicht an: Ich blute zwar, bewahre jedoch meine Sinne. Selbst der Schmerz beschränkt sich auf die getroffene Stelle im Gesicht und einen Teil meines Schädels; um genau zu sein: den Teil hin= ten links im Inneren. Und natürlich weiß ich genau, zu wem mich Ilô bringen würde, wenn es um derartige Verletzungen geht – seine Mutter ist ja schließlich die Dorfärztin.

Vom Sandstein=Ausbiß bis zur großen Ulme in der Nähe von Mathildas Praxis beobachte ich die Umgebung, anstatt auf den Weg zu achten. Den kennt Ilô gut genug und keine Sekunde des etwa einstündigen Rückwegs hält er an oder läßt meine Hand los. Seine Schweigsamkeit ist offenkundig Ausdruck seines Hoffens, ich würde unterwegs nicht liegenbleiben oder gar sterben.

Die Natur erscheint mir farbenfroh und eindringlicher als sonst: Geräusche sind lauter, Gerüche betonter, aber dann auch wieder fade und merkmalsarm. Als habe man stundenlang auf einer Nelke gekaut und brauchte nun ebenso lange, um seine gewohnte Geschmacksorientierung zurückzugewinnen.

Das getroffene Auge läßt sich kaum aufschlagen, geschweige denn offenhalten. Immer wieder tropft Blut auf den Boden und wird durch meinen stolpernden Vortrieb sofort in die Erde gedrückt. Die Umrisse der Bäume und Sträucher wirken gedehnt und überstreckt; sogar die sonst horizontale Linie des Meeresspiegels kommt mir gewellt, dann wieder aufgedomt vor. Alles um mich verändert sich; und ob= wohl wir die ersten Kilometer sorglos zurücklegen (ich verlache sogar die Art und Stärke meiner Verletzung), entsteht auf den letzten Metern vor dem Eingang des

Dorfes ein unwohllich-drückendes Gefühl im Bauch, Beschlagenheit und Völle, die mit dem stärker werdenden Kopfschmerz abwechselt. Nun wird auch mir bange.

Es ist die alte Frage des Forschers, der weit draußen in der Wildnis von einer besonders giftigen Schlange gebissen wird: Eilt er zurück zu seinem Jeep, wo das Antiserum bereitliegt? Aber wenn er rennt, bringt das seinen Kreislauf in Schwung und das Gift verteilt sich nur noch schneller im Körper. Oder geht er langsam und mit kontrolliertem Puls, braucht dann aber gegebenenfalls so lange, daß es zu spät für ihn ist. Unsere Haft war sicherlich nicht gut für die blutende Wunde, aber unter diesen Voraussetzungen das Richtige.

Wir eilen durch das Dorf und Ilô zieht mich zielstrebig auf dieses eine Gebäude zu, in dem sowohl seine Mutter als auch Catla eine Art Gemeinschaftspraxis eingerichtet haben. Das erzählte mir Ilô unterwegs in Bruchstücken. Das flache, aber breite Backsteingebäude hat nur an einer Stelle so etwas wie eine zweite Etage. Es ist mehr ein Aufsatz als ein Stockwerk und umfaßt nicht mehr als ein Zimmer. Wie ich später erfahre, trocknet Catla in diesem Raum eine Vielzahl empfindlicher Pflanzen, die nicht in der prallen Sonne hängen oder unwissende Kinder zum Einnehmen verführen sollen. Wie vor vielen Gebäuden in Fornburg gibt es auch hier eine kleine Veranda, von Topfpflanzen umsäumt und von einer Stiege durchbrochen, die zur Eingangstür führt.

Schon Meter vor dem Gebäude ruft Ilô nach seiner Mutter. Er läßt nun meine Hand los, rennt vor die Veranda und ruft aufs Neue. Aber es scheint niemand dort zu sein. Ilô kommt zurück, zieht mich bei der Hand und setzt mich vor den Stufen ab. Dann rennt er abermals los, diesmal direkt ins Dorf hinein, und verschwindet aus meinem Blickfeld. Ich will ihm noch zurufen, daß ihm beim Laufen der Strohhut abgefallen ist, aber er hört mich nicht mehr. Vielleicht habe ich ihm auch gar nichts zugerufen. Zu diesem Zeitpunkt bekam ich grundsätzlich nicht mehr viel mit. Obwohl ich mich erst lustig wähnte, das noch nicht gekannte Haus während des Wartens anzuschauen, nehme ich gar nicht wahr, wie mir immer mehr die Sinne schwinden und ich mich langsam zurücklehne. Liegen ist nun alles, das ich wünschte. Die Geräusche werden dumpf, die Wahrnehmung vibriert.

Es vergehen sicher einige Minuten, doch sie erscheinen mir wie Tage. Routinierte Handlungen, wie sie einem ins System integrierten Erdenbürger oft widerfah-

ren, sammeln sich für gewöhnlich zu einer einzigen Erinnerung zusammen, auch wenn in Wirklichkeit sehr viel größere Zeiträume verstrichen sind. Man wird unfähig zu entscheiden, ob dieses oder jenes Ereignis letzte Woche oder gestern geschehen ist. Bedauerlicherweise desorganisiert man sich durch die wiederholte Übung dahingehend, daß auch alle anderen wichtigen Momente im Flusse der Gleichartigkeit verloren gehen.

Ebendas geschah auch mir: Obwohl in einer bemerkenswerten Situation befindlich, verwäscht das Besondere zum Gewöhnlichen; wird ignoriert und im Werte als nebensächlich eingestuft. War dies nur Konsequenz meiner Kopfverletzung oder generelles Schicksal jedes lernenden und lebenden Menschen?

Zuletzt nehme ich wahr, wie Mathilda auf mich zukommt, ohne Worte mein Gesicht in beide Hände faßt und ebenso ernst wie professionell die Wunde begutachtet.

»Mir ist etwas schwindelig.«, lächle ich. Aber Mathilda reagiert darauf nicht. Eine weitere Frau, die ich zunächst zu identifizieren mich außer Stande sehe, stützt mich am Rücken, um mir aufzuhelfen. Auch Iló ist zurückgekommen und versucht sich eifrig mit einem großen Schlüssel an der Tür. Von beiden Frauen gestützt, treten wir hinein.

Gleich hinter der Tür lehnt ein Reißig-Besen, der umfällt, als ich aus Versehen mit dem Fuß dagegenstoße. Iló schließt die Tür und öffnet die Fensterläden, das Licht einzuladen, den Raum zu erhellen. Noch immer dauert meine Benommenheit an und ich werde unverzüglich von einer nicht zugeordneten Stimme angewiesen, auf einer Liege Platz zu nehmen. Die Hände, rechts und links von mir aufgestützt, fühlen die harte, ebene Holzoberfläche. Am Rand ziehe ich mit dem Finger eine Kille nach, wie es sie auf einem chirurgischen Tisch gibt, um das Blut ablaufen lassen zu können. Der Tastsinn scheint in diesem Moment das einzige brauchbare Werkzeug zur Wahrnehmung zu sein; alle anderen Sinne täuschen mich.

Unerwartet wird es hell; irgendetwas blendet mein Gesicht. Mathilda bedient zwei von der Zimmerdecke hängende Stricke, die mit einem runden Spiegel verbunden sind. Dieser lenkt das Tageslicht um und richtet einen Spot auf einen Teil der mitten im Raum befindlichen Liegefläche — auf mich.

»Gut, legen wir ihn hin, ich muß nähen. Ilô — hole mir das Zwirn aus dem Schrank. Binde — Wasser und Tücher!«

Mathilda zeigt weiterhin die beeindruckende, unbeirrbar Professionalität, die ich von ihrem Wesen nicht anders erwartete. Obwohl ich sie weder gut kenne, noch sie mir als Ärztin empfohlen worden ist, habe ich uneingeschränktes Vertrauen in sie und lasse sie, trotz Schmerz, Verwirrung und Angst, ohne Fragenstellen arbeiten.

Binde, Tjelves Frau, bringt eine Schale Wasser und rückt sich die Brille zu = recht, als sie meine Schnittwunde mit einem tupfenden Lappen zu säubern beginnt. Ihr fürsorgliches Gesicht, einem Grad der Selbstlosigkeit folgend, erinnert an das meiner Mutter, während ich in dem verkniffen angestregten Gesichtsausdruck eher meinen Bruder wiedererkenne. Vielleicht beweist diese Beobachtung, wie sehr die Fornburger zu meiner Familie geworden sind.

Als sie den Lappen über mein Gesicht zieht, brennt es fürchterlich und ich sehe, wie sich das restliche Wasser in der Schale rot färbt. Derweil zieht Mathilda den Zwirn durch das Ohr einer einschüchternd groß aussehenden Nadel und legt sie ziel = sicher an. Um von meiner bestehenden Furcht abzulenken, beginne ich zu sprechen:

»Vielleicht ist das ein unpassender Moment, aber es drängt mich es auszu = sprechen.« Die Frauen halten eine Sekunde inne. »Es tut mir zutiefst leid, deinen Sohn in Gefahr gebracht zu haben, obwohl ich auf seine Sicherheit schwor.«, gestehe ich der Ärztin. Ihre großen Augen liegen ruhig auf mir wie eine Decke; wissen von nichts, können nichts verstehen. Sie neigt den Kopf und dreht den Blick zur Seite, um einen letzten Knoten in den Zwirn zu machen. »Ich werde ihn nie wieder ...«

»So, wie es Ilô mir erzählt hat«, unterbricht sie ungeschönt und schaut dabei ihren Jungen an: »hast du alles daran getan, ihn zuerst vor Schaden zu bewahren, ehe du an dich gedacht hast.«

Ihre Stimme klingt wie die einer Herrschenden, die es seit langem gewohnt ist, jemanden zurechtzuweisen und sich nichts sagen zu lassen; aber auch Dank und Buße einzugestehen, wenn es erforderlich ist. »Ich danke daher dir.«, schließt sie.

Noch bevor ich darauf zu antworten Gelegenheit habe, weist sie mich an, jetzt still zu sein und ruhig zu liegen, damit sie mit dem Nähen beginnen kann.

»Eines sey unmißverständlich:«, gibt sie zu bedenken, während sie mit zügigen Stichen durch das ohnehin schmerzende Fleisch fährt: »Es wird dir eine auffällige

Narbe erhalten bleiben; ich kann ja schließlich nicht hexen!« Und so akzeptiere ich Dank und Schicksal gleichermaßen.

Kurz bevor Mathilda zum Ende kommt und ich vor Schmerz den Verstand zu verlieren glaube, erscheint eine weitere Frau in der Praxis – es ist Catla. Auch sie muß gehört haben, was mir widerfahren ist, und kam entsprechend vorbereitet: Sie geht an einen der nächsten Tische, stellt leere Gläser beiseite und setzt die mitgebrachte Schale ab. Dann zieht sie aus der Tasche ihres Kleides einen gefalteten Umschlag und entnimmt daraus etwas, das wie zerstoßene Pflanzenteile aussieht; sie gibt sie in die Schale. Anschließend wendet sie sich wieder dem Mobiliar zu und durchkramt die Schubladen.

»Das Öl ist dort hinten bei den Stößeln.«

»Wo es hingehört!«, flüstert Mathilda mir im Lächeln zu: »Immerzu benutzt sie es und stellt es fort, daß sie es selbst nicht wiederfinden kann!«

Catla hört die Worte, sucht an der richtigen Stelle und findet es schließlich. Von dem braunen, dickflüssigen, fast an Ahornsirup erinnernden Öl (wovon auch immer) gibt sie einen guten Schluck in die Schale und zerreibt nun alles mit einem glänzenden Löffel. Nachdem sie die Tinktur eine Weile zerdrückt hat, nimmt sie den Löffel heraus und riecht daran. Ihr konzentrierter Blick verrät mir, daß sie damit einen bestimmten Zustand in Erfahrung bringen will, und gewiß ist das gemischte Mittelchen für mich gedacht! In diesem Moment rührt es mich, mit welcher Akrobie um mich gesorgt wird. Und auch wenn dem nicht so sey, erfüllt es mich mit Befriedung, zwei so tüchtige und selbstlose Medizinerinnen in meiner Nähe zu wissen. Nur Therak weiß, daß mir die schwierigste Auseinandersetzung noch bevorstünde – nämlich die mit der von Sorge außer Ruhe gebrachten Annie.

Catla wartet wortlos und brav neben der Liege, bis Mathilda den letzten Rest Zwirn abgeschnitten hat. Dabei wagt Catla mit keinem Worte anzusprechen, was mir nun genau passiert ist. Und das liegt nicht an mangelndem Mut oder fehlender Neugierde! Wie auch Mathilda weiß sie genau, daß in diesem kritischen Moment allein die Mundversorgung Vorrang hat, und daß für die heroische Geschichte, die zu dieser Verletzung geführt hat, tausende und endlich weitere Abende Zeit seien, sie zu erzählen.

Mathilda tritt einen Schritt beiseite und richtet für Catlas nun anschließende Arbeit die Spiegel neu aus. Als ich mir unbewusst an Wunde und Naht fassen will, hält Mathilda meinen Arm zurück, als habe sie die Bewegung geahnt. An einer entzündeten Kerze erwärmt sich Catla die Hände und reibt sie über- und ineinander, sodaß sich der Ruß in einer leichten Schicht auf ihrer Haut abscheidet. Daß dies nicht zur Desinfektion dienen kann, weiß ich. Vielleicht so eine Art Methode, damit die aufgetragene Heilpaste besser hält, oder sie leichter von ihren Händen abzuspülen ist?, denke ich. Aber solange es mir helfe, will ich alles über mich ergehen lassen.

In eine grün-violett gefärbte Paste eingetauchte Finger nähern sich meinem Gesicht und brennen heftig, als sie die Wunde berühren. Aber ich halte still und lasse sie machen.

»Natürlich brennt das jetzt!«, erklärt Catla mit mahrender Stimme: »Aber das ist ja auch ein ordentlicher Schnitt!«

»Das Fochbein ist außerdem geprellt.«, ergänzt Mathilda trocken und ihr Sohn hält die Kerze an mein Gesicht.

»Jedenfalls sollte das hier bis wenigstens morgen Abend auf deinem Gesicht bleiben, dann wasche es mit klarem Wasser ab. Zu diesem Zeitpunkt wird es nicht mehr brennen, sondern kühlen. Die harte Kruste, die sich bis dahin gebildet haben wird, kann sich anfühlen wie ein Beil, das dir frontal im Kopf steckt. Aber reiße die Kruste nicht bloß ab; weiche sie mit Wasser ein und spüle, bis sie von selbst nachgibt!«

Zustimmend nicke ich, sofern mir das möglich ist, denn es fühlt sich bereits jetzt so an, als hätte ein Krieger seine Waffe in meinem Gesicht zurückgelassen. Und so interessant die Behandlung auch ist, so schmerzhaft ist sie, und erschöpfend. Aus dem ruhigen Verhalten aller Anwesenden schließe ich, daß meine derzeit vorherrschende, einäugige Blindheit nur eine vorübergehende Sache sey, und ich allein den tiefen Schnitt ertragen müsse. Was würde nur Anniek dazu sagen? Würde sie mich aus Liebe beschimpfen und rhetorisch fragen, wie ich nur so eine Dummheit begehen konnte?

Lange sollte es nicht auf sich warten lassen, bis diese Frage beantwortet würde: Noch während sich Catla die Hände in einer Schüssel wäscht, tritt Anniek in angespannter Haltung durch die Tür, schaut sich um und läuft sogleich auf mich zu, um mir um den Hals zu fallen. Meine Wunde hat sie bei dem trüben Licht wahrschein-

lich nicht bemerkt; es gereicht ihrer Sorge offenbar, mich in einem medizinischen Behandlungszimmer vorzufinden, während sich im Hintergrunde des Geschehens der Arzt das Blut abwäscht.

Anniek ist ganz an mir gefangen; immer wieder herzt sie mich mit Berührungen, als wolle sie sich von meiner tatsächlichen Anwesenheit überzeugen; davon, daß ich nicht tot sey. Aber im Moment fehlt mir die Kraft ihr zu versichern, daß dieser Zwischenfall, so ärgerlich seine Auswirkungen auch seien, keinesfalls derartige Gefahr vermittelte, um mich dem Lebensende (was auch immer mich nach Fornburg erwartet!) nahezubringen.

Die Anwesenden kommen zur Ruhe und sehen nun allein auf mich und Anniek. Der schwarze Rauch des abglimmenden Talglichtes, das irgendjemand während der letzten Minuten in Ermangelung umgespiegelten Tageslichts entzündet hatte, erfüllt das Zimmer mit einer quälenden Dichtigkeit, die mich zum Gehen treibt. So fällt mir schwer zu entscheiden, ob die beginnenden Tränen in Annieks Augenwinkeln eben dieser verrauchten Luft oder ihren aufgebrauchten Gefühlen entspringen.

Sie hilft mir beim Aufrichten und handelt mit allem so schweigsam, daß sie unverkennbar zeigt, was auch ich begehre: Mich zurückzuziehen und die ganze Anwesenheit möglichst ohne Folgen zu vergessen.

Ich glaube mich zu erinnern, jedem der Anwesenden eine Art Dank zugesprochen zu haben, aber sicher bin ich mir da nicht. Von Anniek gestützt, trete ich torkelnd ins Freie. Und wieder fällt mir zu beobachten schwer, was die Wirklichkeit aufstößt: Kommt die Dunkelheit von der Dämmerung — oder meiner Benommenheit?

Schwindel durchdringt mich, und dies ist so eigenartig, daß ich mich in der Tat später noch einige Male daran erinnerte: Hatte ich mein Lebtag fast nie unter Schwindel oder Kopfschmerz zu leiden (oder war ich nur weniger empfänglich für diese natürlich auftretenden Anzeichen des unwohlen Lebens?), fühle ich nun ausdrücklich den Kontrollverlust über meinen Körper. Als wäre ich betäubt worden, weiß ich, was mein Schwanken auslöst, kann jedoch nichts dagegen tun. So bin ich gemahnt an meine Überzeugung, daß ich wahrscheinlich nie hypnotisiert werden könne: Zutiefst unwahrscheinlich ist mir der Gedanke, ein Fremder werde vor mich

treten, mir in die Augen schauen und dabei ein paar Worte sprechen, und ich würde ihm infolgedessen Gutwillen und unbedingten Gehorsam schulden! Widersprache das nicht allem, das ich bin? Negierte das nicht mein Streben nach der ideellen Ursache? Und meinen Versuchen während des Träumens? Und auch meiner Erkenntnis über die Wahrheit und dem erfahrungswerten Ziel des Menschseins? – Freie Gedanken, und freies Geleit?!

Nun, von dieser unermesslichen, fast in die subtile Affektion verglitterten Selbst=erkenntnis ist momentan nicht viel übrig; ich bin abhängig von gutem Willen dieser Menschen, und auch von Annieks Hilfe, wenn ich heute Abend noch mein Bett erreichen will.

Aber damit nicht genug – beschämt und beirrt schaue ich auf die Menschen zurück, denen ich mit meinem Wissen etwas Großes, Sinnvolles, ja Nützliches geben wollte. Ich schaue auch auf Anniek und bin gedemütigt in meinem geschwächten Zustand: Der Mann, der auszog Gutes zu vollbringen – kehrt heim am ersten Tag seines Abenteuers, so stark verletzt, daß es ihn fast getötet hätte. Das musste dieser Mann erst einmal verdauen. Wäre mir das als Kind geschehen – Mutter hätte mich nie wieder unbeaufsichtigt aus dem Haus gelassen!

Die Knie zittern und lassen in mir den unerbittlichen Wunsch gedeihen, mich zum Ruhen zu Bett zu begeben. Es ist wie ein Jucken, das ich zum Kratzen nicht erreichen kann. Der Kopfschmerz, der gewiß in den nächsten Stunden oder gar Tagen verschwinden werde, zeigt mir jedoch auch, wie verletzt ich tatsächlich bin. Mathilda und Catla hatten alles getan, das ihren Fähigkeiten entsprach. (Auch, wenn es der Ausdruck abverlangt, meine ich damit nicht die gerade ausreichende Fertigkeit, sondern die selbstlose und schnelle Hilfe im Rahmen der Zeit!) Nun liegt es an mir, den Rest zu ertragen.

Bestützt auf meinen Wanderstab kommen wir Schritt um Schritt voran, immer in Richtung unseres am Ufer liegenden Bootes. Die anderen begleiten uns ein Stück, konnten aber statt mitleidig zu gucken nicht viel tun. Vielleicht ist es Anniek, die sie nicht heranläßt. Denn ich glaube mich zu erinnern, daß ein Mann von der Seite kam, um mich zu stützen. Aber Anniek greift mir nur fester unter die Arme und zeigte damit, daß sie jede Hilfe ablehne. In ihrer Sorge um mein Wohlergehen will sie alleine für mich verantwortlich sein, und ich wage sogar die arrogante Be=

hauptung auszusprechen, daß sie darin eine Gelegenheit wahrnimmt, mir für etwas zu danken.

In einigen Häusern hatte man bereits Laternen entzündet, sodaß ein paar Fenster im schwach rötlichen Licht glühen. Man hört Stimmen und eine davon singt sogar! Übelkeit steigt in mir hoch – nicht des Gesanges wegen! – und veranlaßt mich zum Stillstand: Ich schaue um mich, blicke über die niedrigen Zäune in die Gärten und dann in den dämmernden Himmel. Zweifelsohne verlangt es mich zu ergründen, wo und warum ich bin.

Anniek hatte unlängst ihren Kopf gesenkt und schaut mir von unten ins Gesicht. Ihre besorgte Miene beeinflusst mich diesmal in keinerlei Weise; ohnehin nehme ich kaum etwas Brauchbares wahr.

Da steht dieses Mädchen, ganz nah bei dem Haus, das mir nie zuvor aufgefallen ist. Die Zeit hält an und ich bekomme tausendfach Gelegenheit sie zu betrachten. Der junge Schäferhund an ihrer Seite springt und hechelt, als sie sich immer aufs Neue beugt, ihn zu streicheln und vertraut hinter den Ohren zu kratzen. Vielleicht spielt mir in meinem Zustand die Wahrnehmung einen Streich, aber es sieht so aus, als wüchse dem Hund ein menschliches Gesicht heraus, das sie anlächelt! Ein unheimlicher Anblick! Da ward mir bewusst, daß ich langsam den Verstand verliere.

Das Mädchen ist 17 oder 18 Jahre alt, schätze ich. Nie zuvor hatte ich sie zwischen Fornburgs Gebäuden wandeln sehen; auch der Versammlung vor Tagen war sie ferngeblieben. Aber dieser liebevoll gestreichelte Hund weist sie als Teil der Gemeinschaft aus. Sie gehörte hierher wie ein Knoten in ein Seil.

Schritte später kommen wir so nah an sie heran, daß sie uns bemerkt. Anniek schaute in ihre Richtung, sagt aber kein Wort und kümmert sich nicht um sie. Vielleicht ist sie ihr bereits am Nachmittag begegnet und sie hatten einander vorgestellt? Wann immer ich den Kopf zu heben versuche, der Unbekannten entgegenzublicken, schmerzt es mir im Nacken und ein Stechen fährt mir durch die Stirn und am Hinterkopf entlang, daß ich fast auf den Boden zusammensacke. Nur mit großer Anstrengung vermag mich Anniek auf den Beinen zu halten. Ich sehe ein, daß mich mein einziger Weg vorrangig ins Bett führen musste, die Verletzungen auszuruhen, die Gedanken meines erregten und beschämten Wesens neu zu disziplinieren. Am deutlichsten bleibt mir ihre einzigartige Frisur in Erinnerung, fast so wie dieser Tag

meines Lebens: Von der einen Hälfte ihres Scheitels war ein Zopf geflochten worden, der den Kopf auf der einen Seite umläuft und mit einem weiteren Strang zum Scheitelpunkt verbunden ist. Dieser laterale Strang endet außerdem in einem Pferdeschwanz. Ich denke: Wenn dieses isolierte, einfache Leben zu solch erhebender Kunst führt – dann will ich den Rest meines Daseins hier verweilen, in der Hoffnung badend, sie möge auf meine Schriftstellerei abfärben.

Meine Konzentration wurde auf zu viele Dinge gleichzeitig verteilt, sodaß meine täglich aufs Neue erprobte Selbstfindung litt. Ich greife fester in Annieks Arm und zeige ihr damit, daß ich jetzt schleunigst Ruhe brauche, keiner weiteren Ablenkung mehr zugeneigt bin und nur noch heimkehren möchte.

»Mit Anniek heimkehren.« – Lange Zeit waren das für mich zwei verschiedene Dinge, obwohl ich mir immer deren Zusammenhalt wünschte. Damals blieb mir nicht mehr übrig, als die Zeit mit ihr fiktiv zu erdenken; oder Geschichten zu verfassen, in denen ein sich liebendes Paar in einer tragischen Umrandung, an unserer statt, stellvertretend zusammenfindet. Oder ich betete vor dem Zubettgehen für entsprechende Träume. Wennschon ich ewig auf sentimentale Weise an diese Zeit gebunden bin, wäre es falsch zu behaupten, ich könnte sie vermissen oder gar gegen Heute eintauschen wollen! – Warum nur sollte ich etwas derart Törichtes wollen? Es ist ja Sinn und Ziel meines Daseins immer wieder aufs Neue erfüllt, sobald ich ihr nur ins Gesicht sehe!

Und nun, da mir durch meine Verletzung nicht einmal mehr das verbleibt, stütze ich mich auf ihr selbstverständliches Entgegenkommen, das gewissenlose Vertrauen; in Ebene mit meiner Welt; im Verständnis mit mir. Das Boot erreicht, ist kein Foenburger mehr in Sichtweite.

Ich setze mich sogleich in den Bug und beobachte das darunter strömende Wasser, als wir losfahren. Zu meiner Schande gedenke ich keine meiner Sekunden der Unterstützung Annieks am Ruder. Andererseits scheint sie keine Mühe damit zu haben und bringt das Boot voran, als habe die See den Widerstand von Luft angenommen.

Zurück schaue ich nicht; weder zum Festland noch zu Anniek. Wahrheitlich glaube ich mich der mächtigen Erinnerung zu entsinnen, die Augen geschlossen und mit meinem Geist, fern jeder Irritation, gelauscht zu haben. Jeder Atemzug, der

rhythmisch und noch gefaßt von meiner Geliebten ausgestoßen wird, vermischt sich mit dem Wind um uns, und führt damit zu unsichtbaren Küssen, Gerüchen, Berührungen. Sollte ich dieser Minuten nach einem lebenslangen Wunsch gefragt werden, hieße er, eben diesen unausweichlichen Schatten ihrer stillen Anwesenheit niemals wieder zu missen; und wenn es bedeutete, auf ewig zwischen Festland und Insel – zwischen zwei Welten gefangen – zu treiben. Wie mir doch ihr Wesen Katalysator für alles Denken und Lieben ist! So notwendig und unabkömmlich, dem Wasser und dem atembaren Raume gleich!

Auch gilt mir bemerkenswert, in welcher Form wir uns der heimatischen Insel Jbyko nähern: Verknüpft sind die freie Fahrt auf einem Wasserkörper mit der Freiheit des persönlichen Gedankens: In jeder Richtung unendliche (oder nur schwer einsehbare) Weite, zur Aufnahme jeder noch so abstrakten Entscheidung willig. Beziehe ich meinen Kurs und rudere mehr zur Linken, oder immer geradeaus, bis ich an irgendeiner Küste anlande? Liegt darin nicht auch die philosophisch begründete Intention der Selbstfindung, die sich im Zuge jeder Robinsonade oder wenigstens mit körperlicher Isolation einhergehender Entfesselung schlicht ergeben muß?! Oder stoppt man jede Bewegung und verharret in seelischer Ruhe, während man das Schicksal unbefehlen und ungehemmt auf sich einwirken läßt? Nun erst verstehe ich diejenigen Völker besser, die sich trotz aller Ungewißheit auf die See hinauswagten, dem Ziele ergeben, eine neue Heimat zu finden. – Nicht zu suchen, sondern mit Vertrauen unbekannter Quelle zu finden!

Ich winde mich auf der feuchten Bank (denn es hatte geregnet) im Kahn und halte den Kopf mit beiden Händen im Schoß. Dann lege ich eine Hand auf den Rand des Bootes und fühle das benäßte Holz; die andere Hand taucht ins Fahrtwasser ein und trotz seiner Kälte halte ich es für mein eigenes Blut. Anniel schweigt und ist wohl noch enttäuscht und gram, weil ich sie so in Sorge versetzt hatte. Doch ich lächle, denn es bedeutet, daß sie mich sehr liebt!

Immer wieder, doch gelassener Ausführung, sticht sie die Ruder in die See und zieht mit erstaunlicher Kraft den Kahn durch den herbstlichen Sund (so nennen wir die Meerenge zwischen Jbyko und der Küste). Ihre Kraft bedeutet innere Energie und diese innere Erregung; vielleicht ist es weise, Anniel heute Abend nicht mehr zu diesem Thema anzusprechen. Aber ich war schon immer ein wagemutiger Narr:

»Die gemeinsame Überfahrt ist das, was uns dauerhaft aneinanderbindet!«, säusle ich in den Wind, ohne meine Gefährtin anzusehen. Annieß leucht und pau= siert: Liebevoll und erboht zugleich antwortet sie.

»Ich möchte nur ungern glauben, daß dies allein das wesentliche Merkmal unserer Beziehung ist!«

»Es ist natürlich nicht die einzige Gemeinsamkeit«, fasse ich sie beim Knie und lächle frech und benebelt: »Doch jene, die sich täglich zum Zwecke unseres Heimkom= mens wiederholt!«

Als gut eine halbe Stunde verstrichen ist, spüre ich die Verlangsamung der Fahrt und schließlich das Anschlagen des Rumpfes am Steg. Noch immer fühle ich mich schwindelig und nehme die Umgebung wie ein Ölgemälde wahr. Selbst An= nieß, die mir das Deutlichste im Leben ist, wandelt neben mir wie ein schemenhaftes Gespenst.

Als ich wieder zu Bewusstsein komme, liege ich in unserem Bett, in der Hütte auf Ibyko. Unter müdem Blick sehe ich Töpfe und Krüge in der Küche schimmern, Annieß rührt eine Suppe über dem Feuer. Ich beobachte, wie sie die Blut mit einem Scheit füttert, dann melde ich mich:

»... Habe gut geschlafen, fühle mich kräftig. Dachte, der Schlag hätte mich stär= ker erwischt. – Dachte, ich werde ohnmächtig! Das wäre peinlich gewesen!«

Annieß lächelt darüber nicht, sondern kehrt sich mir unverzüglich zu. Sie be= rührt meine Stirn, schaut mir mit ihren hellen Augen in die meinen und setzt sich endlich erleichtert an die Bettkante.

»Mir geht es wirklich prima!« Aber sie sieht mich verdutzt an, als verstehe sie mich nicht. Wie sie erkennt, daß ich derjenige bin, der nicht begreift, so klärt sie mich auf:

Ihrer Schilderung zufolge stützte sie mich am vorgestrigen Abend vom Steg zum Haus. Am Abend habe ich wohl noch Brombeeren aus einem Eimerchen kon= sumiert, die sie von Catla gereicht bekommen hatte. Wie ich ihr mitgeteilt haben soll, saß ich an Ibykos Ufer und aß voller Freude den ganzen Eimer leer. Offenbar hatte ich den sauren Geschmack noch die ganze Nacht im Mund, wie ich ihr schwärmend vortrug. Am folgenden Morgen war ich blind.

Selbstverständlich kam meine vorübergehende Blindheit nicht von den Früchten, sondern erschloß sich als eine Spätfolge der Kopfverletzung. Annieß mußte außer sich vor Verzweiflung gewesen sein, als ich am gestrigen Morgen erwachte und sie fragte, ob sie mir die Augenlider zugeklebt habe. Daraufhin bat ich für diesen eigenartigen Humor um Entschuldigung. Ich selbst soll das humoristisch ertragen haben, jedoch mit jener Form unglaublichen Schalks, der auch Betrunkenen zu eigen ist. Kurz darauf verlor ich wiederholt das Bewusstsein, sodaß mir sogar Mathilda einen ›Hausbesuch‹ abstattete, und zu Bettruhe und Umschlägen riet. Erst heute Morgen erwachte ich und sprach wieder normal.

Ich staune nicht schlecht, als ich mich aus dem Bett erhebe: Plötzlich rutschte ein metallischer Anhänger an einer dünnen Halskette von meiner Brust. Aufmerksam halte ich inne und betrachte den etwa einen Fingerbreit durchmessenden Gegenstand. Er ist ganz aus aschgrauem Metall, ebenmäßig und beinahe abgegriffen, in den Winkeln mit etwas Patina. Seine Form ist von abstrakter Gestalt, ohne Anfang oder Ende, mit Seele und doch geistlos. Durch die Ose am oberen Ende führt die Kette aus vielen kleinen, ebenfalls metallischen Kettengliedern. Mit dem Finger reibe ich über die Oberfläche und lasse ihn durch entsprechende Drehung im Sonnenlicht glänzen. Beinahe steigt mir eine Träne ins Auge. — Hatte mir Annieß diesen Schmuck zur Befundung umgehängt? (Für mich bestand kein Zweifel, daß er von ihr sey, und nicht etwa von Mathilda zur ›Unterstützung‹ einer Arznei.)

»Woher hast du die Kette?«, frage ich fürchtig und richte meine Worte im Grunde an ihr Geschenk. Erst seufzt sie, dann bekennt sie sich zu einer Geschichte:

»In einer Nacht ... vor tausend Nächten ... träumte ich von dieser ›Form‹. Es gab keinen Zusammenhang mit erträumten Geschehnissen, Orten oder Personen — dieses Ding war einfach in meinem Kopf. Noch Stunden nach meinem Erwachen, wenn ich nur kurz die Augen schloß, war dieser Umriss da.«

»Und was bedeutete er?«

»Damals wusste ich es nicht. — Doch laß mich weiter erzählen. — Sodann fasste ich den Entschluß, mich auch weiterhin an diese Form zu erinnern, und bildete sie mit Ton nach. Die Gestaltung der Umrisse war mir dabei ebenso deutlich, wie du gerade mit dem Finger über den Anhänger fährst. Einige Zeit darauf stellte ich einen Abdruck her und ließ die Hohlform mit Metall ausgießen. Aber als ich das

Ding nun endlich in der Hand hielt, massiv und greifbar, da war es mir noch immer unverständlich.«

»Bringt der Anhänger ... Glück?, oder bietet Schutz?«

»Nein, nein. – Und ich weiß, daß du nicht ungerecht sein willst und trotzdem einen Ton des Mißfallens bei diesen beiden Wörtern verlauten lässt. – Aber das ist es nicht; das Amulett hat mich noch nie vor Schaden bewahrt, und auch dem Glück will ich es nicht zuordnen. Jedenfalls kein Glück, wie man es sonst kennt.«

»Du meinst: Geld auf der Straße finden und so?«

Nur kurz lachen wir, sind wir uns doch dessen bewusst, daß »das wahre Glück« niemals gefunden (weder auf der Straße noch sonstwo), sondern nur erarbeitet und erdacht werden kann. Trotzdem scheint es, nach Annieks Meinung, etwas damit zu tun zu haben:

»Ich will sagen, daß mich »diese« Form hierherfuhrte. Nach Jbyko. – Ich sah sie ..., kurz bevor ich hier erwachte.«

Das stimmt mich nachdenklich. Egal, wie sie diese Worte meint.

»Dann bedeutet, wenn du mir nun das Amulett zuruckgibst, das dich gewis = sermaen hergebracht hat, daß der Wunsch nach Rückkehr jetzt doch Überhand nimmt?«

Dies betrauert mein Herz und ich warte gespannt auf ihre Antwort.

»Ganz und gar nicht!«, erschrickt sie und berührt den Anhänger mit dem Finger, dann mit der flachen Hand. Sie will mir sagen, denn wortlos erhebt sie sich, daß sie mir das Stück weitergab, um nie wieder diese Form im Geist zu sehen. Sie fürchtete, in diesem Moment würde sie ein weiteres Mal fortgeführt; fort aus Fornburg und fort von mir! Insgesamt war diese Geste also ein Liebesbekenntnis und ich fühlte mich augenblicklich gekräftigt.

Anniek geht nach draußen, schöpft mit der Waschschussel Regenwasser aus der Zisterne vorm Haus und bringt sie mir. Jeder Tropfen des eiskalten Wassers belebt mich weiter, und bald schon bin ich ganz der Alte. Erst später bemerke ich, daß auch von meiner vorübergehenden Blindheit nichts mehr nachzuweisen ist. Aber eine auffällige Verfärbung und Narbe dort, wo mich der Fels getroffen hatte, bleibt. Annieks sanfter Finger streicht über die Narbe und ich weiche vor Schmerz zurück.

»Die zeigt unserem Kind vielleicht, daß nicht jeder vernarbte Mensch auch ein schlechter Mensch ist!«

Beiläufig geht sie weiter und läßt mich umso erstaunter stehen. Bedeutete das etwa ...?